Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

hörte von ihr, daß der Trauhimmel zum übernächsten Tage schon aus der Schule geholt worden sei und bereit stehe. Und danach erfuhr sie allerlei Züge und Geschichten zum Lobe des von der Alten mütterlich geliebten Hausherrn. Vor Jahresfrist hatte er in schwerer Krankheit aber auch Dank und Liebe aus weitem Kreise erfahren. Die Frau des alten Gemeindedieners war umhergegangen, Tage für ihn zu sammeln, Tage, die die Menschen im Gebet vom eignen Leben dem seinen zuzulegen bereit waren, weil es ein so gar wertvolles war. Sie hatte eine Menge Zusagen bekommen, eine ganze Reihe von Jahren hatte sie so zusammen gebettelt. Und Alexander Welt war von schwerer Krankheit genesen. Als Miriam dies hörte, überzog rasche Röte ihr Gesicht, und sie rief: Ich wäre willig gewesen, ihm mein halbes Leben zu geben, wenn ich ihn schon gekannt hätte! —

Sie wußte nicht, wann es zuerst gekommen war in diesen Tagen, daß ihr das Herz hoch aufging, wenn sie den Oheim ins Zimmer treten sah und seiner Rede zuhörte, und daß es sich mißmutig zusammenzog, wenn Schlome erschien. Es war nicht die äußere Häßlichkeit des Bräutigams, es war das, daß Alexander über die ganze Welt, nach der er hieß, seinen Blick fliegen ließ und Gottes Diener an seines Volks verachteter Sache sein wollte, während Schlome nichts wollte, als gebückt aus dem Staube Dukaten auflesen — Dukaten über Dukaten, bis es erstaunlich viele waren! Das war es, daß sie Schlome bei dieser Beschäftigung bis an ihr Lebensende helfen sollte, während Alexander es sich nicht verdrießen ließ, sie seines Lebens Sache verstehn zu lehren. Es kam ihr vor, als mache sie im Gefieder eines Adlers den brausenden Flug über die Lande mit und blinzelte scheu und stolz heraus! Nun tat sie doch noch einen Blick über das Ghetto hinweg — kurz bevor sie für immer an Schlomes Seite treten mußte und in die Müdigkeit eingehn, die alles ihr bekannte jüdische Leben erfüllte.

(Schluß folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. (Eine Krisis. Zur Blockpolitik. Das Vereinsgesetz und die Liberalen. Der Fall Paasche und die Nationalliberalen.)

Berlin, 8. Dezember 1907.

Eine stürmische Woche liegt hinter uns. Wir standen plötzlich vor einer schweren Krisis. Wäre es nicht gelungen, sie zu einer günstigen Wendung zu führen, so hätte es nach der Lage der Dinge nur einen Ausweg gegeben, den Rücktritt des Reichskanzlers. Fürst Bülow war bereit, für seine Person nötigenfalls die Konsequenzen zu ziehen. Glücklicherweise ist es nicht dahin gekommen, und man darf hoffen, daß die Klarheit der Blockparteien über den Weg, den sie notwendig gehn müssen, durch die Erfahrungen der letzten Woche gewonnen hat.

Es ist offenbar sehr schwer, alle übeln Gewohnheiten im Verkehr der Parteien auszurotten. Nicht immer ist es nur die Leidenschaft und Kampflust, die die Geister fortreißt; auch manche andre Charakterfehler sprechen dabei mit, und man möchte wünschen, daß die beherzigenswerten Worte über Voraussetzungen und Wesen der Blockpolitik, die Fürst Bülow am 30. November im Reichstage gesprochen hat, ein stärkeres Echo in den Fraktionen fänden. Blockpolitik kann nur getrieben werden, wenn sich die einzelnen Parteien darüber klar sind, welche praktischen Folgerungen

sich aus den allgemeinen Parteigrundsätzen ergeben oder mit diesen nötigenfalls gerade noch vereinbar sind. Erst die Vergleichung des praktisch Möglichen auf beiden Seiten kann ergeben, in welchen Punkten man seine Bestrebungen vereinigen kann. Wenn aber die Parteien, die zusammengehn wollen, immer nur ihre allgemeinen Grundsätze hervorkehren und darauf warten, daß sich der andre daraufhin bewogen fühlt, etwas von den seinigen abzuhandeln, dann kommt man nicht vorwärts und ärgert sich nur gegenseitig an. Auch im Privatleben wird man es selten oder nie erleben, daß sich Menschen gegenseitig von ihren Grundsätzen, Weltanschauungen, oder wie sie es nennen mögen, überzeugen. Solange diese im Vordergrunde stehn, gehn die Wege auseinander. Kommt die Rede aber auf die praktischen Wünsche und Forderungen, die sich aus den hohen Überzeugungen und Grundsätzen, den erhabnen Weltanschauungen ergeben, dann stellt es sich heraus, daß viele Menschen, die in ihrem Denken grundverschieden sind, aus den verschiedensten Gründen dennoch in dem Zunächstliegenden dasselbe wollen. Und diese Erfahrung des Privatlebens gilt im modernen politischen Parteileben in noch viel größerm Umfange. Man kann genau dieselbe Meinung in einer praktischen Frage sehr häufig ebenso gut konservativ wie liberal begründen. Deshalb muß als Regel und Voraussetzung der Blockpolitik gelten, daß sich die Wortführer der Parteien in Parlament und Presse einige Selbstbeschränkung in der Gewohnheit auferlegen, ihre Tätigkeit hauptsächlich als Werbearbeit für ihre Grundanschauungen, ihre großen politischen Prinzipien zu betrachten und dafür die konkreten Folgerungen, die für die Praxis des Gesetzgebers in Betracht kommen, mehr in den Vordergrund rücken. Dann kommt die Verständigung von selbst. Die Neigung zur Hervorkehrung der allgemeinen Prinzipienfragen ist gewiß schön und löblich, weil sie Zeugnis von einem tief in der Volksseele wurzelnden Idealismus ablegt. Niemand wird auch wünschen, daß eine Partei daran gehindert werde, diese idealen Grundlagen ihrer Überzeugungen zu pflegen und in ihrer Werbearbeit daran anzuknüpfen. Aber in der praktischen Arbeit des Parlamentariers können diese Grundsätze nicht immer bestimmend sein. Die Prinzipien bedeuten für den einzelnen die Kraft, die ihn treibt, sie bestimmen das Ziel, auf das er hinarbeitet, aber der Weg, auf dem er dorthin gelangt, und das Maß der Geschwindigkeit, mit der er sich dem Ziele nähert, hängen nicht mit Prinzipien, sondern nur mit der nüchternen Frage zusammen, was praktisch möglich und unmöglich ist.

Wir stehen jetzt vor einer Probe auf das Exempel. Die Regierung hat ihrem Versprechen getreu dem Reichstage einen Entwurf zu einem Reichsvereinsgesetz vorgelegt. Er entspricht, wie die Kritik der liberalen Presse anerkennt, im allgemeinen durchaus den von liberaler Seite gestellten Forderungen. Man sollte also meinen, daß die Hauptschwierigkeiten für die Annahme des Gesetzes bei den Konservativen lägen. Das ist aber nicht der Fall. Die Konservativen erkennen, daß Zugeständnisse auf diesem Gebiete, wenn sie auch scheinbar ihren Prinzipien zuwiderlaufen, gegenwärtig eine unerläßliche Bedingung sind, um eine in ihrem Grundcharakter trotz alledem konservative Regierung zu stützen. Das ist keine Verleugnung des Prinzips, sondern eine staatskluge Zurückstellung theoretischer Bedenken, um das allgemeine Gewicht der Partei im Staatsleben zu erhalten. Die Liberalen aber wollen dieses nur um ihretwillen vorgeschlagne Gesetz zwar annehmen, jedoch nur nach Entfernung des Paragraphen 7, dessen Streichung das Gesetz für die Regierung unannehmbar machen würde. Der Paragraph 7 bestimmt, daß öffentliche Versammlungen in deutscher Sprache verhandeln sollen, daß aber Ausnahmen durch die Behörden zugelassen werden können. Wenn die Liberalen an einer solchen Bestimmung so starken Anstoß nehmen, daß sie um ihretwillen ein sonst liberales Gesetz ablehnen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dann muß doch wohl diese Bestimmung eine starke Verletzung liberaler Grundsätze in sich schließen.

Kann das nun wirklich im Ernst behauptet werden? Zunächst muß es doch auffallen, daß mit der erwähnten Bestimmung nur etwas ausgesprochen wird, was in andern Ländern, die sich auf die freiheitlichen Grundsätze ihrer Regierungen viel zugute tun, einfach als selbstverständlich gilt. Was wird denn eigentlich so Ungeheuerliches verlangt? Im Deutschen Reich, einem Nationalstaat mit einer fast reindeutschen Bevölkerung, in dem auch die fremdsprachigen Minderheiten in den Grenzgebieten den deutschen Schulunterricht obligatorisch genießen, wird der Grundsatz aufgestellt und soll durch Gesetz sanktioniert werden: „Wenn ihr in öffentlicher Versammlung etwas über öffentliche Interessen zu sagen habt, dann sollt ihr deutsch sprechen!" Da aber vielleicht doch hier und da eine unnötige Härte für die Teilnehmer einer Versammlung daraus entstehen könnte, so wird dafür gesorgt, daß überall Ausnahmen gemacht werden können, wo das Staatsinteresse nicht bedroht erscheint. Und das soll unvereinbar mit liberalen Grundsätzen sein? Man darf wirklich auf die Begründung neugierig sein.

Diese ist denn auch seltsam genug. Die Muttersprache, so heißt es, ist ein unveräußerliches Recht, ein Naturrecht, und wenn man den Gebrauch der Muttersprache untersagt, so macht man ein „Ausnahmegesetz". Und mit diesem Stichwort ist man glücklich bei dem Punkt angelangt, wo für den waschechten Liberalen die Pflicht des Nachdenkens und Prüfens aufhört, wo er sich — wie von einer Zauberformel getrieben — verpflichtet glaubt, blind in der Richtung vorwärts zu stürmen, die ihm ein unüberlegtes Geschwätz gegeben hat. Gehn wir doch einmal diesem Gespenst zu Leibe! Es ist ja ein unglaublicher Unsinn, daß die Forderung, in einer öffentlichen politischen Versammlung in Deutschland deutsch zu sprechen, das natürliche Recht eines Menschen auf den Gebrauch seiner Muttersprache beeinträchtigen soll. Tatsächlich verstehn ja alle deutsch, und wenn sie es selbst vielleicht zum Teil nur unbeholfen sprechen, so werden das wohl in fast allen Fällen Leute sein, die ohnehin nicht den Beruf in sich fühlen, öffentlich über politische Dinge zu sprechen. Im übrigen hindert sie kein Mensch, sich ihrer Muttersprache in allen privaten Beziehungen zu bedienen, Zeitungen in ihrer Muttersprache zu lesen und in geschlossnen Vereinen jeden beliebigen Gebrauch davon zu machen. Also sogar die unter ihnen, die ausnahmsweise keine Kenntnis der Landessprache besitzen, sind in Wahrheit nicht im geringsten behindert, sich über öffentliche Angelegenheiten zu orientieren und ihre Meinung darüber auszudrücken. Und dabei kommen diese Verhältnisse nur da in Betracht, wo die fremdsprachige Minderheit eine offen feindliche Stellung zu den Interessen des Deutschen Reichs eingenommen hat. Noch einmal, was hat das alles mit liberalen Grundsätzen zu tun?

Wenn es die Regierung umgekehrt gemacht hätte, etwa die Befugnis gefordert hätte, ein Verbot einer fremden Verhandlungssprache in öffentlichen Versammlungen nach Bedarf für bestimmte Gegenden auf bestimmte Zeit zu erlassen, während im allgemeinen Gesetz volle Sprachenfreiheit für öffentliche Versammlungen anerkannt würde, dann hätten die Liberalen ein Recht zu sagen, einmal anerkanntes Recht dürfe nicht zuungunsten einzelner durchbrochen werden, weil sich das nicht mit liberalen Grundsätzen vertrage. Es soll ja doch aber gerade anders werden. Es soll als allgemeiner Grundsatz die deutsche Verhandlungssprache festgehalten werden, was eine praktische Frage der Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit ist und weder mit dem konservativen noch mit dem liberalen Programm etwas zu tun hat. Wo aber Ausnahmen von diesem sachlich notwendigen Rechtsgrundsatz gemacht werden können und dürfen, da soll es gerade im Sinn einer größern Freiheit der Fremd-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sprachen geschehen. Also wenn die Regierung es anders gemacht hätte, als es in dem Entwurf vorgesehen ist, dann wäre es verständlich gewesen, wenn die Liberalen zur bessern Wahrung der liberalen Prinzipien die Abänderung der Vorlage im Sinne der jetzigen Regierungsvorschläge gefordert hätte. Aber die Opposition gegen den Paragraphen 7 des Entwurfs ist schlechterdings unverständlich.

Ist es etwa liberal, die Absonderung bestimmter Landes- und Bevölkerungsteile zu fördern, den geistigen Austausch und wirtschaftlichen Ausgleich zu erschweren? Das ist aber die Konsequenz der Behauptung, daß die ausnahmslose Zulassung von Fremdsprachen in öffentlichen Versammlungen notwendig sei als Teil und Ausfluß des natürlichen Rechts der Menschen auf die Muttersprache. Diese Freiheit der Fremdsprachen bedeutet einen Zwang für die andern, die nur die Staats- und Landessprache beherrschen, denn diese sehen sich von der Teilnahme an solchen Versammlungen ausgeschlossen, obwohl sie — nicht nach dem Buchstaben, wohl aber nach dem Sinn der Verfassung — ein Recht darauf hatten, zu hören, was ihre Mitbürger öffentlich zu sagen beabsichtigen. Man wird dann gewisse Beamte nur in ihrer engern Heimat verwenden können, denn sie müssen doch die fremde Sprache beherrschen, und man kann einem preußischen Rheinländer nicht zumuten, daß er Dänisch, Polnisch und Litauisch lernt, nur auf die Möglichkeit hin, einmal in einer solchen Gegend verwandt zu werden. Im Verkehr zwischen verschiedensprachigen Leuten müssen doch irgendwelche Opfer gebracht werden, und da ist es doch das einzig Richtige und Sinngemäße, daß sie zugunsten der deutschen Landessprache, die doch jedermann lernen muß, gebracht werden. Unterstützt man die gegenseitige Absonderung, dann darf man auch nicht über Kulturrückständigkeit der Grenzprovinzen, Kastengeist der Beamten und ähnliches klagen.

Bei der Opposition der Liberalen gegen den Paragraphen 7 spricht eine Erscheinung mit, die der Naturforscher als „Atavismus" zu bezeichnen pflegt. In der Zeit der Kinderkrankheiten und der Flegeljahre des deutschen Liberalismus gefiel man sich darin, die möglichste Nichtachtung der Staatsnotwendigkeiten und der Staatsräson zur Schau zu tragen. Dieser Standpunkt ist ja beinahe überwunden, aber die alte Gewohnheit, dem Staat und den Staatsrechten gegenüber immer in Brusttönen zu reden, erzeugt „atavistische Rückschläge", die die heutige, endlich zur positiven Mitarbeit an nationalen Aufgaben gelangte Generation immer wieder in die Begriffswelt der „Sturmgesellen" von 1848 zurückversetzen. Deshalb werden in die einfachsten praktischen Fragen die großen Prinzipiensätze hineingemischt, ohne daß irgend ein zwingender Grund dazu vorliegt. Man kann ja schließlich alles zu einer Prinzipienfrage machen, und wenn es eine einfache Verabredung zum Mittagessen ist; man braucht nur mit einem gewissen Pathos zu erklären, daß es das ureigenste Recht des freien Mannes ist, unpünktlich zu sein.

In seiner Rede vom 30. November wies Fürst Bülow die Blockparteien mit Recht auf das Vorbild des Zentrums hin, das es immer verstehe, die innern Gegensätze zu vereinigen. Man könnte auch viel mehr noch von der Methode des Zentrums lernen, seine Stellungnahme zu einzelnen Fragen bis zum letzten Augenblick offen zu lassen. Wen die Herren vom Zentrum zum erstenmale über eine neue Vorlage zu sprechen haben, so entwickeln sie zunächst ganz allgemein die Prinzipien, von denen sie ausgehn, um sich dann die Stellung zu allen Einzelheiten vorzubehalten. So decken sie sich ihren Wählern gegenüber und verpflichten sich in der Sache zu nichts vor der Zeit. Die Liberalen aber hatten es gar nicht eilig genug, sich in der Sprachenfrage beim Vereinsgesetz in einer Form festzulegen, die ihnen den Rückzug erschwert.

Die Lage bietet also noch immer die größten Schwierigkeiten. Wenn sie sich in der letzten Woche zu einer Krisis zuspitzte, so geschah das zunächst dadurch, daß

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Parteien in ihre alten Methoden zurück verfielen und die Voraussetzungen der Blockpolitik zum Teil ganz vergessen zu haben schienen. Auf der rechten Seite ging der Abgeordnete Kreth, auf der linken der Abgeordnete Gothein über die Grenze hinaus, die sie sich in Berücksichtigung der Lage hätten ziehen müssen. Ist aber erst einmal der Anfang gemacht, dann ist es schwer, einer solchen Fehde Einhalt zu tun. Das mochte wohl der Reichskanzler vor allem im Auge gehabt haben, als er dieses Hinaussegeln in die uferlose See der Prinzipienfragen entschieden zu verhindern beschloß. Man war schon sehr nahe daran, die Differenzen zwischen konservativer und liberaler Anschauung so stark zu betonen, daß man zu fragen vergaß, was nun als Ergebnis der gemeinsamen positiven Zusammenarbeit von rechts und links herauskommen werde. Man hat sich gewundert, daß der Reichskanzler schon bei dieser ersten geringfügigen Stockung in der Verständigung der Blockparteien einschritt und sogleich zu dem stärksten Mittel griff. Aber es liegt doch wohl auf der Hand, daß er den Schaden nicht erst weiter fressen lassen konnte. Er tat recht daran, gleich bei der ersten Gefährdung der Blockpolitik die Parteien über die Konsequenzen nicht in Zweifel zu lassen. Es ist deshalb auch nicht nötig, sich mit den verschiednen Erklärungsversuchen zu befassen, die nach alter Gewohnheit niemals die innern Gründe der Handlungsweise eines Staatsmanns zu erforschen suchen, sondern an den Türen horchen, um irgendwelche äußern Anlässe politischer Vorgänge herauszufinden. Es muß sogar direkt komisch wirken, wenn sich einige Blätter hinterher so stellten, als sei das Vorgehn des Fürsten Bülow nur durch Differenzen mit andern Ministern zu erklären, und als sei sonst alles in schönster Ordnung gewesen.

Auch der Zwischenfall, den der Vizepräsident des Reichstags, Abgeordneter Dr. Paasche, herbeiführte, war nicht der Kern der Krisis. Allerdings ist es den meisten Politikern wohl ziemlich unverständlich gewesen, was den Abgeordneten Paasche bewogen hat, mit den bekannten kritischen Bemerkungen zu dem Moltke-Hardenprozeß so ganz und gar zur Unzeit hervorzutreten. Für die allgemeine Beurteilung der Sache oder die Kritik der Prozeßführung — das einzige, was allenfalls davon für die Erwähnung in der Generaldebatte über den Etat geeignet war — kam das neue Material aus der neuen Voruntersuchung, worüber Herr Dr. Paasche seltsamerweise verfügen konnte, kaum in Betracht, nachdem die Rede des Kriegsministers so deutlich gezeigt hatte, daß die Behörden einen vollständig einwandfreien Standpunkt vertraten. Ob der Kriegsminister über die einzelnen Ergebnisse der Voruntersuchung in einem kriegsgerichtlichen Verfahren vierundzwanzig Stunden früher oder später unterrichtet wird, ist die gleichgiltigste Sache von der Welt, wenn nur feststeht, daß die Strenge und die Unparteilichkeit in diesem Verfahren gewahrt werden und an den verantwortlichen Stellen der Verwaltung eine Stütze finden. Das war durch die Erklärungen des Kriegsministers genügend gesichert, auch wenn er einen geringern Grad von Allwissenheit vertrat als der Abgeordnete Paasche. Was dieser also eigentlich mit seiner Korrektur des Kriegsministers gewollt hat, ist völlig dunkel. Denn was kann einem Führer der Kernpartei des Blocks daran liegen, der Regierung Verlegenheiten zu bereiten? Es bleibt eigentlich nur eine Erklärung, daß nämlich Herr Dr. Paasche dem Kitzel nicht widerstehn konnte, einen Sack voll sensationeller Neuigkeiten auszukramen und dabei als strengrichtender Volksvertreter zu glänzen, der auch gegen eine befreundete Regierung hart sein kann. In der Führerschaft der nationalliberalen Partei scheint jetzt überhaupt eine gewisse Furcht zu herrschen, daß sie als nicht liberal genug angesehen werden könnte. Seit die Freisinnigen ihren Anschluß an die positiven, nationalen Richtungen gewonnen haben, seit die Jungliberalen von Zeit zu Zeit mit Palastrevolution drohen, fürchtet man in der nationalliberalen Partei eine Absplitterung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nach links und markiert liberalen Unabhängigkeitssinn, eine sehr schöne Sache, wenn es nur geschickter angefangen würde! Auch über Herrn Bassermann dürfte man den Kopf schütteln zu manchen seiner finanzpolitischen Ausführungen sowohl als zu seinen merkwürdigen Seitensprüngen bei Erwähnung des Falles Gädtke und bei ähnlichen Bemerkungen. Für die nationalliberale Partei ist es ja doch am allerleichtesten, Blockpolitik zu machen; sie braucht nur Kurs zu halten. Sie kann die Regierung unterstützen, nicht weil ihr dies einen besondern Entschluß kostet, sondern weil die Regierung selbst notwendig im großen und ganzen die Politik einer nationalen, gemäßigt liberalen Mittelpartei machen muß. Daß die Nationalliberalen nicht gern den Schein einer bedingungslos gouvernementalen Partei erwecken wollen, ist begreiflich, da in Deutschland die Volkstümlichkeit immer an eine gute Dosis Nörgelsucht und Besserwissen geknüpft ist. Eine Partei wie die nationalliberale braucht aber den Preis für diese Würdigung ihrer Unabhängigkeit und Volkstümlichkeit nicht mit einem Opfer an Vornehmheit und Takt zu bezahlen. Auch mußte es eigentümlich berühren, daß dieselben Parteien, die so besonders stark die Unabhängigkeit der Gerichte und besonders der Militärgerichte betonen wollen, dem Kriegsminister einen Vorwurf daraus machen, daß er die Unabhängigkeit der Untersuchung streng respektiert hat. Die Inkonsequenz dieses Vorwurfs scheint man gar nicht gespürt zu haben.

Die Blockparteien haben auf den deutlichen Wink des Reichskanzlers, daß er aus dem Zerfallen und Scheitern der Blockpolitik für seine Person die Konsequenzen ziehen werde, den Ernst der Lage begriffen und sich aufs neue zu gemeinsamer Arbeit verpflichtet. Die Krisis wurde damit vorläufig beendet, aber man wird leider erkennen müssen, daß die Last noch nicht über den Berg gewälzt ist.

Die „Herbstzeitlosen". In der Rede des Reichskanzlers zur innern Politik war ein Passus enthalten, der nach dem amtlichen Stenogramm folgendermaßen lautet: „Die Blockpolitik verlangt auf der einen Seite den Verzicht auf etwaige reaktionäre Anwandlungen, die mit konservativen Prinzipien nichts zu tun haben. Sie verlangt auf der andern Seite das Abkappen jener Blüten des Asphaltliberalismus, die in den Strahlen der sozialdemokratischen Sonne gedeihen, in dieser ungesunden Hitze aber bald verdorren. In der einen wie in der andern Richtung bin ich ohne Sorge. Ich glaube, daß solche Velleitäten gegenüber den praktischen Aufgaben des Tages nicht standhalten werden, es sei denn, daß alle Lehren der Geschichte vergebens sind, daß die Söhne immer wieder die Fehler und Dummheiten wiederholen müssen, die die Väter begangen haben. Ich will Ihnen die Geschichte unsrer eignen Parteien nicht vorführen. Sie kennen sie mindestens ebenso gut wie ich und haben die Beispiele bei der Hand. Aber blicken Sie über die Grenze nach Österreich, so sehen Sie, wohin eine große Partei kommen kann, wenn sie der uns Deutschen nun einmal innewohnenden Neigung zu Eigenbrödelei, zu Kritik und Rechthaberei zu sehr nachgibt, wenn sie versäumt, den rechten Augenblick beim Schopfe zu ergreifen. Die traurige Geschichte jener von edelsinnigen Führern geleiteten und von einem hohen idealistischen Schwunge getragnen Partei der Deutschliberalen in Österreich, der »Herbstzeitlosen«, wie Fürst Bismarck sie mit grausamem Spotte nannte, sollte jedem deutschen Liberalen als warnendes Beispiel vor Augen stehn. Ebenso beredt zeigt die Geschichte konservativer Parteien, namentlich in romanischen und slawischen Ländern, wohin konservative Fraktionen gelangen, die sich den Forderungen der Zeit verschließen." Diese Erwähnung der Geschichte der deutschliberalen Partei Österreichs durch den Fürsten Bülow hat die

Neue Freie Presse zu einem in der Form heftigen Angriff auf den Reichskanzler veranlaßt.

Der Reichskanzler kenne die Geschichte Österreichs, hieß es da, sehr schlecht, sonst müsse er wissen, daß die Deutschliberalen Österreichs nicht durch Eigenbrödelei und Kritiksucht, oder weil sie stets zu spät kamen, von der Höhe ihrer Macht herabsanken, sie wären einer übermächtigen Koalition der deutschen Klerikalen mit den Slawen erlegen, die sie nur um den Preis nationaler Konzessionen hätten verhindern können; und daß sie sich dazu im Gegensatz zu den Klerikalen nicht verstehn konnten, wäre ihnen schwerlich vorzuwerfen.

Es würde einer sehr genauen Untersuchung bedürfen, um festzustellen, ob dies richtig ist, oder ob nicht doch vielleicht die Deutschliberalen untergingen, weil sie zu einer Zeit, wo sie mit der Krone hätten arbeiten müssen, starr an den freisinnigen Programmforderungen festhaltend, alles für eine Minderung der Souveränitätsrechte der Krone einsetzten und dadurch die Krone in die Arme der Gegner trieben. Jedenfalls bringt der Verehrer Herbsts in der Neuen Freien Presse für seine Behauptung keine Beweise.

Er fordert den Fürsten Bülow mit viel Pathos auf, die Memoiren von Albert Schäffle gelegentlich zur Hand zu nehmen. In diesen Memoiren reicht der Kritiker jedoch dem angegriffnen Reichskanzler eine Waffe, die dieser mit Ironie gegen den pathetischen Angreifer selbst wenden könnte. Er brauchte nur Band I, Seite 231 aufzuschlagen, wo der Handelsminister des Ministeriums Hohenwart, Albert Schäffle, über Herbst schreibt: „Er war ein juristischer Dialektiker ersten Ranges, wurde aber dadurch, daß er sich der Freude an der Rabulisterei zuchtlos hingab, der ärgste Feind seiner eignen Partei, ein parlamentarischer Dynamitard gegen alle Regierungen derselben, ohne jede staatsmännische Weitsicht und Selbstbeschränkung.“ Er hat wirklich seine Partei zur Partei der Herbstzeitlosen gemacht, wie sie Bismarck nicht sehr zurückhaltend im offnen deutschen Reichstag später bezeichnet hat. Herbst hauptsächlich trägt die Schuld, daß seine Partei nie zur rechten Zeit das Rechte zu tun wußte. Ganz so schlecht unterrichtet scheint Fürst Bülow also doch nicht zu sein.

Heinrich von Treitschke. Die Grenzboten ehren sich selbst, wenn sie ihrem frühern eifrigen Mitarbeiter, Heinrich von Treitschke, aus Anlaß des Erscheinens der dritten Auflage seiner „Ausgewählten Schriften“*) Worte dankbarer Anerkennung widmen. In der Einleitung zu dem schönen Briefwechsel zwischen Gustav Freytag und Heinrich von Treitschke besorgt Alfred Dove, daß „von den stärksten und angemessensten Betätigungen des Treitschkeschen Genius, der begeisternden Macht, die er auf die lauschende Jugend ausgeübt, der reinigenden Gewitterkraft mancher seiner politischen Gelegenheitsschriften, die Nachwelt bald nur noch mittelbare Kunde haben werde“. Das ist nicht zu befürchten, wenn die „historischen und politischen Aufsätze“ und die Auswahl daraus für ein weiteres Publikum nur die verdiente allgemeine Verbreitung finden. Mit dem bisherigen Erfolge kann man durchaus zufrieden sein. Die große vierbändige Ausgabe ist in sechs starken Auflagen verbreitet, die zweibändige Auswahl demnächst in 6000 Exemplaren. Die Auswahl eignet sich vorzüglich für stärkste Verbreitung in den weitesten nationalen Kreisen. Sie wird alt und jung in gleichem Maße befriedigen. Mit geschickter Hand sind in dieser Auswahl die wertvollsten Arbeiten aus den verschiednen Zeiten

*) Ausgewählte Schriften von Heinrich von Treitschke. I. II. Dritte Auflage, fünftes und sechstes Tausend. Leipzig, S. Hirzel, 1907. I. 337 Seiten; II. 357 Seiten. Preis broschiert 4 Mark 80 Pf., geb. 6 Mark.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der publizistischen Tätigkeit Treitschkes zusammengestellt, im ersten Bande die begeisternden Aufsätze über politische und soziale Freiheit, das Recht der freien Persönlichkeit, das deutsche Ordensland Preußen, Luther und die deutsche Nation, Gustav Adolf und Deutschlands Freiheit, Milton, Fichte und die nationale Idee, die Königin Luise, die Völkerschlacht bei Leipzig, Kaiser Wilhelm und Kaiser Friedrich, zum Gedächtnis des großen Krieges, im zweiten Bande die ebenso anregenden über Cavour, Lessing, Heinrich von Kleist, Ludwig Uhland, Otto Ludwig, Friedrich Hebbel.

Treitschke schilderte Personen, Verhältnisse und Zustände mit solcher Anteilnahme seines ganzen Empfindens, daß es nicht schwer fällt, seinen Worten die Mittel zur lebendigen Schilderung seines eignen Wesens und Fühlens zu entnehmen. Der schon genannte Briefwechsel weist dabei überall den Weg.

Wie Milton hieß auch Treitschke nur die Stimme seines wachen Gewissens die Waffen der Publizistik ergreifen (I, 187). Er hielt ebensowenig wie jener eine geniale Begabung zu gut für das Handwerk des Tagesschriftstellers (I, 229). Da er die Kraft in sich fühlte, emporzuragen über den Durchschnitt der Menschen, so stützte er sich fest auf den freudigen Glauben edler Geister, auf den Glauben an die Unsterblichkeit nicht des Namens, sondern der Ideen (I, 42). Wie Lessings Puls schlug auch der seinige bei voller Gesundheit so schnell wie der Puls andrer im Fieber. Auch er hatte im höchsten Grade jene Lebhaftigkeit des Redens, die die Obersachsen vor andern Deutschen auszeichnet (II, 191). Auch er gehörte zu den freieren Söhnen, die Obersachsen verstieß. Auch in ihm erhob sich der freie Geist, der solange mit der zahmen Sitte seiner Umgebung gerungen, zum schroffen Stolze, rückhaltloser Freimut wurde ihm zur Leidenschaft. Daher der Brustton tiefster Überzeugung, der wie alles Köstlichste des Menschen sich nicht erklären noch erkünsteln läßt (I, 251). Er hatte ein Ohr für die leisen Schwingungen des Gefühls und erriet daher aus den Werken mannhafter Dichter, ob ihr Herz verödet blieb, oder ob sie einmal wahr und rein und glücklich liebten (II, 221). Der Haß galt auch ihm in den Tagen schwerer Entscheidung als letzte und höchste Empfindung (II, 242). Leider kannte er aus eigner Erfahrung die traurigen Zerwürfnisse von Vater und Sohn, die am heftigsten in fruchtbaren aufstrebenden Zeiten wiederkehren, und die deshalb so herzergreifend traurig sind, weil jeder Teil im Recht ist, und das alte Geschlecht die junge Welt nicht mehr verstehen darf (II, 193).

Oft klagt Treitschke im Anfang der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts über das Elend der Notstaaten (II, 203), über die satte, behagliche Verzweiflung am Vaterlande unter den deutschen Liberalen der Zeit (II, 97), über das Verhängnis, daß die staatlosen Deutschen die Idee des Vaterlandes nicht greifen können an den Farben des Heeres, an der Flagge jedes Schiffes im Hafen, an den tausend sichtbaren Zeichen, womit der Staat den Bürger überzeugt, daß er ein Vaterland hat (I, 241). Die revolutionäre Idee der deutschen Einheit bedeutete ihm nichts andres als den Sieg der monarchischen Ordnung über dynastische Anarchie (I, 331).

Er spricht die Überzeugung aus, daß die Geschichte ihre denkenden Jünger zurückführt zu dem schlichten Glauben, daß der Eltern Segen den Kindern Häuser baut, sie lehrt, wie die Vergangenheit fortwirkt in der Gegenwart und das Leben des Menschen nicht abschließt mit dem letzten Atemzuge (I, 290). Für die edelste Segnung der Geschichte hält er ferner die Erkenntnis des unabänderlichen Waltens weltbauender Gesetze (I, 135). Der rechte Deutsche soll bei allem, was er tut, um reiner, reifer, freier zu werden, bedenken, daß er es tut für sein Volk (I, 47). So spricht sich in allen Aufsätzen Treitschkes eine glühende Liebe zum Vaterlande aus. Einer zündenden Wirkung auf alle Nationalgesinnten sind sie gewiß.

Al. Reifferscheid

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ewigkeitsfragen. Unter dem Titel: „Ewigkeitsfragen im Lichte großer Denker" gibt der unsern Lesern als Bekämpfer des Darwinismus bekannte Botaniker Dr. E. Dennert in der Agentur des Rauhen Hauses zu Hamburg eine Sammlung von „Auswahlbänden" heraus, deren erste vier uns vorliegen. Aus Kants Werken hat Prof. Dr. Weis besonders die Aussprüche zusammengestellt und mit Erläuterungen versehen, die einen klaren Begriff von des großen Denkers Natur- und Religionsphilosophie ergeben. Den Schluß machen zwei Briefe an Lavater, in denen Kant seine Stellung zu den neutestamentlichen Schriften darlegt. Er unterscheidet „die Lehre Christi von der Nachricht, die wir von der Lehre haben", und in jener das Moralische von dem übrigen. Das Moralische sei „die Grundlehre des Evangelii, das übrige kann nur Hilfslehre sein, weil es nur sagt, was Gott getan hat, um unsrer Gebrechlichkeit in Ansehung der Rechtfertigung zu Hilfe zu kommen, die Grundlehre aber, was wir tun müssen, um uns alles dessen würdig zu machen". Dieses müßten wir wissen, jenes zu wissen sei nicht notwendig. A. Bärthold bietet uns Aussprüche Kierkegaards. Dieser mit überquellender Geistesfülle begabte Prediger der großen Traurigkeit und Feind des nach seiner Ansicht widerchristlichen Kirchentums hat wenig Sätze niedergeschrieben, die nicht zu langen Meditationen anregten, aber obwohl er sonst in jeder Beziehung das gerade Gegenteil von Nietzsche ist, gilt doch auch von ihm, was wir einmal von diesem gesagt haben, daß er für die Jugend und auch für solche Erwachsene, die es weder zu einem gefestigten Charakter noch zu einer festen, klaren Weltanschauung gebracht haben, gefährlich ist. Wer die geistige Kraft dazu in sich fühlt, der mag als Gegner mit dem dänischen Propheten ringen oder sich meditierend mit ihm in die Abgründe furchtbarer Geheimnisse hineinwagen. Charles Kingsley, der Anreger und sozusagen Erfinder der christlich-sozialen Hilfstätigkeit in England, ist den Grenzbotenlesern aus der schönen Monographie von Ernst Groth: „Ch. Kingsley als Dichter und Sozialreformer" bekannt. Dr. G. Samtleben hat sie für die biographische Skizze benutzt, die er seiner Auswahl aus Kingsleys Werken vorausschickt. Dem großen Prediger Johann Tauler, mit dem uns der Lizentiat Dr. von Langsdorff bekannt macht, hat Luther das hohe Lob gespendet, daß weder in lateinischer noch in deutscher Sprache eine gesundere und mit dem Evangelium mehr übereinstimmende Theologie zu finden sei als in seinen Predigten. Eine fromme Seele mag auch heute noch in ihnen Erbauung suchen und finden, obwohl sie von den Problemen, die uns moderne Menschen vorzugsweise erregen und quälen, noch nichts wissen. — Bei dieser Gelegenheit sei ein als Manuskript in Godesberg 1905 erschienenes Heftchen erwähnt, das Dennert als Fachmann verfaßt hat: Biologische Fragen und Aufgaben für den Unterricht in der Botanik. Dennert hat es sehr förderlich gefunden, wenn er die Knaben den Zweck und die Bedeutung mancher biologischen Eigentümlichkeiten selbst finden ließ, und pflegt ihnen deshalb Fragen und Aufgaben für die nächste Lehrstunde mitzugeben. Nicht bloß den Knaben, sondern auch Erwachsnen, die am schönen und unschuldigen Pflanzenleben Freude haben, können diese 1051 Fragen den Dienst erweisen, ihre biologische Kenntnis dieses Gebiets zu erweitern und zu vertiefen. Sie sind eingeteilt in allgemeine biologische Fragen über Wurzeln, Sprossen, Blätter usw., und in spezielle Fragen der Eigentümlichkeiten der 85 Familien der Phanerogamen und der 6 Klassen der Kryptogamen.

Eine neue volkstümliche Büchersammlung. Zu den Sammlungen gediegner und dabei wohlfeiler Erzählungen, die die Schundliteratur aus den Händen des Volkes verdrängen sollen, hat sich vor einiger Zeit eine neue gesellt, deren bisher erschienene Bändchen durchaus geeignet erscheinen, diesen Zweck zu erfüllen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es ist die Rheinische Hausbücherei. Eine Sammlung volkstümlicher deutscher Meistererzählungen, herausgegeben von Professor Dr. Erich Liesegang, Direktor der Nassauischen Landesbibliothek zu Wiesbaden. (Verlag von Emil Behrend in Wiesbaden. Jedes Bändchen geheftet 50 Pfennige, gebunden 75 Pfennige.)

Für die sorgfältige Auswahl des Stoffes, bei der alles vermieden wird, was in politischer oder konfessioneller Hinsicht Anstoß erregen könnte, bürgt schon der Name des Herausgebers, der als Praktiker auf dem Gebiete der Volksbibliotheken und Lesehallen wie wenig andre die Bedürfnisse der Kreise kennt, für die das Unternehmen zunächst bestimmt ist. In der Hauptsache sollen rheinische Autoren und Erzählungen, die am Rheine oder in den dem Rheinlande benachbarten Gebieten spielten, berücksichtigt werden, womit jedoch keineswegs gesagt sein soll, daß Herausgeber und Verlag nicht auch Dichter andrer deutscher Stämme zu Worte kommen ließen, und daß sie vorzugsweise auf Rheinländer als Leser rechneten. Im Gegenteil, sie hoffen, daß ihre schmucken Bändchen überall da im weiten deutschen Vaterlande freundliche Aufnahme finden möchten, wo das alte Kulturland am Rhein mit seinen malerischen Städten, Domen, Burgen und Klöstern, mit seinen Rebhügeln und Gebirgszügen und nicht zuletzt mit dem fröhlichen Völkchen seiner Bewohner noch nichts vom Schimmer der Romantik eingebüßt hat.

Von den Autoren — toten und lebenden —, die bis jetzt mit Beiträgen vertreten sind, seien folgende genannt: W. O. von Horn, G. Pfarrius, Jakob Frey, Ernst Pasqué, Hermann Kurz, Fritz Philippi, Bernhard Scholz, Ernst Zahn, Heinrich König, Adolf Stern, Luise von Gall, Wolfgang Müller von Königswinter, Otto Roquette und Julius R. Haarhaus. Man sieht, an Einseitigkeit krankt das Unternehmen nicht, und die bis jetzt vorliegenden vierundzwanzig Bände vereinigen sich zu einem Novellenkranze, der nicht nur jeder Volksbibliothek, sondern auch jedem deutschen Hause zur Zierde gereichen wird.

Kunstverlag von Franz Hanfstaengl in München. Von den Galeriepublikationen nach Werken alter Meister ist 1907 ein neuer Katalog mit 143 Abbildungen erschienen, der die frühere Auflage von 1903 ersetzt und 8000 Bilder anstatt der frühern 7000 umfaßt (Preis 2 Mark). Neu hinzugekommen sind der Prado, der Louvre, der Luxembourg und das Museum in Budapest. Dieser Katalog ist in seiner Art einzig und für jeden Sammler, Forscher oder Kunstfreund unentbehrlich. Für Liebhaber einzelner Gattungen von Bildern hatte der Verlag schon früher besondre Kataloge (Musikalische und religiöse Gegenstände) herausgegeben. Diese Abteilung ist vermehrt worden durch einen Katalog über Landschaften, Seestücke, Jagd-, Sport- und Tierbilder mit 330 Abbildungen (Preis 1 Mark). Abgesehen von seinem Zweck als Ratgeber für Anschaffungen ist dieser Katalog auch selbst schon ein sehr unterhaltendes Bilderbuch. Ein ganz besondres Ereignis ist das Erscheinen eines Katalogs der Gemäldegalerie des Prado zu Madrid. Er enthält 560 Bilder in unveränderlichem Kohledruck, jedes wird in vier Formaten (zu 1 Mark, 2 Mark 50 Pf., 6 und 12 Mark) hergestellt, das kleinste, jedenfalls am meisten begehrte Format auch in Silberphotographie und in einem neuen Pigmentdruck. Für öffentliche Sammlungen und leistungsfähige Privatliebhaber geht daneben her ein Prachtwerk von 84 Photogravüren auf holländischem Büttenpapier, dessen Ausgabe in vierzehn Lieferungen von sechs Blatt zum Subskriptionspreise von je 50 Mark erfolgt. Jeder weiß, was er von einem solchen Unternehmen des berühmten Verlags zu erwarten hat. Wir brauchen deshalb nur an die Namen der Künstler zu erinnern, die hauptsächlich im Prado vertreten sind: Velazquez, Murillo, Tizian, Rubens und Goya. Wir freuen uns endlich noch auf

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

eine bis jetzt dreißig Blätter umfassende Sammlung von Aquarelldrucken auf Büttenpapier (50×37 Zentimeter) aufmerksam machen zu können, die außer der vorzüglichen Reproduktionswirkung den Vorzug großer Billigkeit haben. Das Blatt kostet nur 4 Mark und sieht nach viel mehr aus. Wir freuen uns jedes Fortschritts auf dem Gebiete der farbigen Reproduktion und teilen durchaus nicht das Vorurteil unsrer meisten Kunstangestellten gegen die bunten Bilder, obwohl es uns ja auch nicht verborgen ist, daß eine Reproduktion für ein paar Mark niemals ein Original für viele Tausende wird erreichen können. Wer aber zum Beispiel die Sammlung Wallace nicht besuchen kann, der bekommt doch von dem „Lachenden Kavalier" von Frans Hals nach dem Hanfstaenglschen Blatte eine Vorstellung. Dürfen wir zu solchem Unternehmen einen Wunsch aussprechen, so ist es der, daß man in der Auswahl der modernen Vorlagen anspruchsvoller sein möchte. Nicht alle scheinen uns der Ehre dieser Veröffentlichung gleich wert zu sein.

Spemanns Alpenkalender 1908. Zum drittenmal erscheint dieser Abreißkalender; in seiner vortrefflichen Ausführung wird er für jede Wohnstube sicher ein schöner Wandschmuck sein. Mit offenbarer Liebe und gründlicher Kenntnis sind die landschaftlichen Bilder aus der Alpenwelt und die historischen Szenen aus dem Volksleben nach photographischen Aufnahmen ausgewählt. Besonders charakteristisch sind die Aufnahmen aus den Dolomiten, die Bilder aus den oberbayrischen Alpen und die zahlreichen Darstellungen gefährlicher Bergklettereien. Die Lyrik des Hochgebirgs ist mit hübschen Proben vertreten, und auch der Humor kommt hier und da zu seinem Rechte.

Thienemanns Jugendschriften. Der altbekannte Verlag von K. Thienemann hat der deutschen Jugend auch für das diesjährige Weihnachtsfest eine Reihe schöner Gaben beschert. Vor allem möchten wir auf das deutsche Knabenbuch (21. Jahrgang) und auf das deutsche Mädchenbuch (15. Jahrgang) aufmerksam machen. Schon beim flüchtigen Durchblättern des stattlichen Knabenbuches erstaunt man über die Fülle und die Mannigfaltigkeit des Gebotnen nicht minder als über den Reichtum an wahrhaft künstlerisch ausgeführten und mit allen Mitteln moderner Technik reproduzierten Illustrationen. Dieses Jahrbuch erfreut sich mit Recht eines so beispiellosen Erfolges. Der Verlag hat große Mühe auf die Gewinnung bedeutender Mitarbeiter, auf die Auswahl des Stoffes und auf die sorgfältigste, auch die stilistische Fassung berücksichtigende Redaktion der Beiträge verwandt. Auch beim Mädchenbuch überrascht die Fülle gediegner Beiträge und mustergiltiger Illustrationen. Man weiß nicht, ob man den prächtigen Erzählungen, die sich ebenso von süßlicher Überschwenglichkeit wie von dem der jungen Mädchenwelt mit Recht so verhaßten moralisierenden Ton fernhalten, oder den Aufsätzen belehrenden Inhalts den Vorzug geben soll. Ferner bringt der Verlag eine neue illustrierte Ausgabe der rühmlichst bekannten Cooperschen Lederstrumpferzählungen, an der wir die Gediegenheit der Ausstattung besonders loben möchten, und eine Bearbeitung für die Jugend von Lewis Wallace berühmter Erzählung Ben Hur in vier verschiednen Ausgaben zu 2, 3, 4 und 6 Mark je nach der Ausstattung und der Zahl der Bilder.

Kinder- und Hausmärchen, gesammelt durch die Brüder Grimm. Jubiläumsausgabe. Zeichnungen von Otto Ubbelohde. Herausgegeben und eingeleitet von Dr. Robert Riemann. (Turmverlag, 1907.) Mit den Grimmschen Märchen ist durch Bearbeitungen, Kürzungen und Ergänzungen im Laufe der Jahre viel Unfug getrieben worden. Oft sind die zurechtgestutzten Ausgaben so handwerksmäßig her-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gestellt worden, daß fast alle volkstümliche Urwüchsigkeit, alle Kraft und Anschaulichkeit, mit einem Wort alle Poesie aus den Märchen verschwunden war. Die letzte Originalausgabe stammte aus dem Jahre 1857; jetzt nach fünfzig Jahren erhalten wir endlich wieder den authentischen Text, die ungekürzte anmutende Sprache, in der die Brüder Grimm die Märchen niedergeschrieben haben. Das Hauptverdienst an dieser neuen Ausgabe hat Otto Ubbelohde, von dem der Gedanke ausgegangen ist, und der zu den Geschichten reizende Federzeichnungen geliefert hat. Auch mit den Illustrationen zu Grimms Märchen ist viel gesündigt worden; man hat geglaubt, durch Entfaltung aller technischen Mittel und durch Aufwendung starker Effekte die rechte Märchenstimmung zu erzeugen, und hat vergessen, daß die Phantasie des Kindes nichts vollendetes haben will, sondern daß ihr mit Umrissen und einfachen Andeutungen am meisten gedient ist. Wie das echte rechte Kind den wundervoll mit allen Schönheiten ausgestatteten Wagen stehn läßt und doch wieder mit der alten Zigarrenkiste an dem Bindfaden im Zimmer umherrennt, so hat es auch nur an Zeichnungen wahre Freude, die seiner schöpferischen Phantasie möglichst viel Spielraum geben. Nur die Gegensätze zwischen schön und häßlich, zwischen klein und groß, hoch und niedrig, sauber und schmutzig usw. müssen scharf hervortreten. Dieses psychologische Grundgesetz wird von den meisten Illustratoren der Jugendbücher vollständig mißachtet. Wir müssen gestehn, daß uns Ubbelohde mit seinen Zeichnungen aufs angenehmste überrascht hat: sie sind härter als die Ludwig Richters, aber sie sind klar, anschaulich und anregend, und wir wissen nicht, wem wir den Vorzug geben sollen. Mit wenig Strichen versteht er den Charakter der Figuren, die passende Umgebung, die wirkungsvolle Landschaft zu schildern; dabei huscht zuweilen ein sonniger Humor über die Bildchen. Besonders gefallen haben uns die Zeichnung zum Froschkönig, zum guten Handel, zu Frau Holle, den sechs Schwänen und zum goldnen Vogel. Für das Bildnis der Frau Wiehmännin aus dem hessischen Dorfe Niederzwehrn, die den Brüdern Grimm die meisten Märchen erzählt hat, sind wir besonders dankbar — das ist ein prächtiger Frauenkopf. Eingeleitet sind die Märchen von den sprach- und literarhistorisch äußerst wertvollen Vorreden der Brüder Grimm und von einer stimmungsvollen Plauderei Robert Riemanns über die tiefere Bedeutung des Märchens für das Glück des Menschen, für seine Freude an dem Spiel der Phantasie und an schönen oder grausigen Träumereien. „Die Sehnsucht nach dem Glück ist die Seele des Märchens. Je übernatürlicher es in der Traumwelt zugeht, desto besser sind die Aussichten für den Armen, der sich in seiner Welt nicht wohl fühlt." Wir können diese Märchenausgabe unsern Lesern nur angelegentlich empfehlen.

Ansichten von Meißen. Für Freunde der malerischen alten Stadt Meißen und ihrer schönen landschaftlichen Umgebung ist es vielleicht von Interesse, zu wissen, daß die Firma Reinhard Rothe in Meißen Serien von künstlerisch ausgeführten Postkarten herausgibt, die Bilder der baugeschichtlich merkwürdigen Monumente der Stadt, interessante Ausblicke auf Straßen und Plätze und Ansichten der benachbarten Schlösser enthalten. Jede Serie enthält fünf bis sieben Postkarten in einem hübschen Umschlage, der zugleich einen erklärenden Text bietet. Bis jetzt sind folgende Serien erschienen: Alt-Meißen (1 und 4), Meißen im Schnee (2), Meißens alte Tore (5 bis 7), der Dombau (acht Aufnahmen vom Regierungsbaumeister Schäffler), die Garsebacher Schweiz, das Saubachtal, der Spitzgrund und Schloß Siebeneichen. Am besten scheinen uns die Winterbilder aus der alten Stadt und die Wasser- und Felsenbilder aus der Garsebacher Schweiz gelungen zu sein.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG